



DEUTSCH
PORTUGIESISCHER
JOURNALISMUS-PREIS
PRÉMIO DE JORNALISMO
LUSO-ALEMÃO

3. Platz

Valdemar Cruz

"A (outra) Batalha de Berlim"

"Die (andere) Schlacht um Berlin"

Expresso Revista E, 13. Juni 2020

Übersetzung von Dania Schüürmann

Die (andere) Schlacht um Berlin

Valdemar Cruz,

Deutschlandkorrespondent von Expresso Revista E

Wie keine andere Stadt der Welt wurde das geteilte Berlin zur großen Bühne des Ost-West-Konflikts, wobei die Architektur als ideologische Waffe, als Propagandainstrument und zur Provokation im Kontext zweier entgegengesetzter Gesellschaftsentwürfe eingesetzt wurde. Dies geschah unter der Mitwirkung großer Namen der Weltarchitektur wie Le Corbusier, Oscar Niemeyer, Hermann Henselmann, Alvar Aalto oder Walter Gropius

Ich bin ein Berliner. Auf die unzulängliche deutsche Aussprache achtet niemand. Bei den Worten des US-Präsidenten John F. Kennedy gerät die Menge auf dem Rudolf-Wilde-Platz in Berlin außer sich. „Ich bin ein Berliner.“

Eine der wirkmächtigsten Reden des Kalten Krieges gründet sich auf gerade mal vier Worte. An jenem 26. Juni 1963 ist die Welt dem Abgrund ganz nah. Deutschland ist in vier Besatzungszonen unterteilt, den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges entsprechend. Berlin, im Herzen des sowjetischen Einflussbereiches und auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) gelegen, ist ebenfalls weiterhin in vier Sektoren zerstückelt. Im August 1961 hatte der Bau einer Mauer eingesetzt, die die Grenze zwischen dem östlichen Teil (unter Einfluss der UdSSR) und dem westlichen Teil (unter dem Einfluss der Vereinigten Staaten von Amerika, England und Frankreich) markieren sollte. Erst einige Monate zuvor, vom 17. bis 20. April, war es auf Kuba zum berüchtigten Kampf um Playa Girón bzw. zur Invasion in der Schweinebucht gekommen, die den vergeblichen Versuch des Sturzes von Fidel Castro darstellte, ausgehend von einer durch die CIA trainierten und durch die USA militärisch unterstützten Truppe. Die Operation vollzieht sich gerade mal drei Monate nach Machtantritt John F. Kennedys (1917-1963) und wird eine direkte Beziehung zur Oktoberkrise 1962 haben. Nachdem die UdSSR Raketen auf Kuba stationiert hat, sieht sich die Welt in bisher und auch später nicht dagewesener Weise einem realen Nuklearkonflikt zwischen den beiden Supermächten ausgesetzt. Kennedy und der sowjetische Regierungschef Nikita Chruschtschow (1894-1971) begreifen die Dimension der Gefahr und initiieren einen privaten Briefwechsel, bei dem sie sogar die Möglichkeit der Einstellung jeglicher Atomtests in Betracht ziehen.

In Berlin jedoch entwirft der Präsident der USA über den effektheischenden Satz hinaus einen Diskurs, dessen antikommunistische Dimension bei seinen engsten Vertrauten die Alarmglocken läuten lässt, da Gefahr besteht, den in den letzten Monaten mühsam errungenen Verhandlungsspielraum mit den Sowjets wieder einzubüßen.

Kennedy, der fünf Monate später in Dallas, USA, ermordet werden wird, will bei seinem Deutschlandbesuch die nordamerikanische Solidarität angesichts der besonderen Situation in Berlin zum Ausdruck bringen. Jener 26. Juni ist ein leidenschaftlicher Tag. Letztlich bleibt er jedoch zu sehr in den hochtrabenden Sätzen voller Symbolik und einer Choreographie der Menschenmassen gefangen. Unterhalb der Oberfläche liegen aber unzählige andere Episoden verborgen. Sie sind nicht automatisch Teil der Vielzahl an Erinnerungen an den denkwürdigen Tag. Doch mit der Zeit haben sie sich als für große Erzählungen so bedeutende Details ihren Raum erobert.

Seine Rede von neun Minuten und wenigen Sekunden vor dem Rathaus Schöneberg hält John F. Kennedy nach einem kurzen aber vielsagenden Ausflug zum Checkpoint Charlie, dem von den Alliierten am 22. September 1961 in der von der USA kontrollierten Zone errichteten Posten in der Friedrichstraße, der dazu dient, Reisen von Touristen, Diplomaten und nordamerikanischen Militärs sowie aus England und Frankreich in den Ostteil von Berlin zu registrieren.

Weniger bekannt ist der Umstand, dass zuerst die Kongresshalle in Tiergarten besucht wurde, in Begleitung des deutschen Kanzlers Konrad Adenauer und des Regierenden Bürgermeisters von Berlin Willy Brandt, danach das Brandenburger Tor und schließlich vom Hansaplatz kommend Checkpoint Charlie. Nichts Zufälliges oder Unschuldiges liegt in dieser Entscheidung des US-amerikanischen Präsidenten, in einem derart angespannten und intensiven Moment eine Kongresshalle und einen Gebäudekomplex im Hansaviertel, zwischen Tiergarten und Spree gelegen, zu besuchen.

Beide Ensembles sind stark ideologisch aufgeladen und bekräftigen die Werte der Welt, die wir der Einfachheit halber westlich nennen.

Der Kalte Krieg war schon seit langem keine rein militärische Angelegenheit oder ein politisches Spiel in seiner gewöhnlichsten Ausprägung mehr, ist es vielmehr nie gewesen. Er kam in den unterschiedlichsten Lebensbereichen beider Machtblöcke zum Ausdruck, wobei der Architektur eine unerwartete Bedeutung zukam. Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Wohnungsbau in einem dem Erdboden gleichgemachten Berlin ein ideologischer Akt, wobei die Stadt jedem der Sektoren als Laboratorium und Schaufenster diente, um neue Konzepte von Stadt, von System und sogar von Gesellschaft zu entwickeln. Auf Anfrage des Expresso geben Thomas Flierl, Vorsitzender der Stiftung Hermann Henselmann, und Jörg Haspel, Präsident des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS e.V., in einer gemeinsamen Verlautbarung an, dass „Berlin während des Kalten Krieges die Rolle des Schaufensters und der Bastion zu-

kam. Schaufenster für die Heldentaten des Westens genauso wie für die Anstrengungen des Ostens, aber auch Vorposten zweier konträrer Systeme, im Kontext von Eisernem Vorhang und Berliner Mauer, und darüber hinaus Hotspot für Spione beider Seiten im Ost-West-Konflikt“. In diesem Sinne, so fährt man fort, „stellte der Wiederaufbau der zerstörten und geteilten Stadt für beide Seiten beste Bedingungen bereit zur Demonstration der eigenen Systemüberlegenheit mittels der Architektur und gegenüber Bewohnern, Besuchern und der ganzen Welt“.

Das im Krieg mit am umfassendsten zerstörte Hansaviertel – neun von zehn Gebäuden wurden dem Erdboden gleichgemacht – war ein Wohnviertel, wo so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Käthe Kollwitz (1867-1945), graphische und bildende Künstlerin mit einem vor allem auf Frauen und die Arbeiterklasse gerichteten Werk, Kurt Tucholsky (1890-1935), Dichter, Satiriker, berühmter Kabarettautor, Vladimir Ilyich Lenin (1870-1924) oder Rosa Luxemburg (1871-1919) und viele andere Schriftsteller, Künstler oder Politiker gelebt hatten.

Das in den Jahren 1957 bis 1961 neu erbaute Hansaviertel stellte die mächtigste und nachdrücklichste Antwort des westlichen Blocks auf die Art von Gebäuden dar, die im östlichen Teil Berlins gebaut wurden, vor allem auf der damals Stalinallee genannten Straße mit ihren palastartigen Gebäuden für die Arbeiterklasse. Für das Hansaviertel und zum Anlass der Internationalen Bauausstellung Interbau 1957 wurden einige der größten Namen der internationalen Architektur zur Beteiligung mit eigenen Bauprojekten aufgerufen, wie Alvar Aalto, Walter Gropius, Oscar Niemeyer, Le Corbusier, Hans Scharoun (später Erbauer der Philharmonie in Berlin), Egon Eiermann oder Pierre Vago, Herausgeber der berühmten Zeitschrift „L'Architecture d'aujourd'hui“ und Generalsekretär der Internationalen Vereinigung der Architekten.

Die heute als Haus der Kulturen der Welt bekannte Kongresshalle ist ein ausgezeichnetes Beispiel für ein als Schaufenster dienendes Gebäude, für die Architektur als Propagandamittel. Während der Interbau 1957 wird es von einigen nordamerikanischen Kommissionsmitgliedern unter Leitung von Hugh Stubbins an die Stadt übergeben. Wie später eben dieser Architekt angeben sollte, war die Kongresshalle „im Wesentlichen ein an die nur eine halbe Meile entfernten Sowjets gerichtetes Propagandagebäude“.

Mit seinen großzügigen Innenräumen und den großen verglasten Fassaden sollte es Ideen von Transparenz und Offenheit mit den Werten von Freiheit und Demokratie in Verbindung setzen. Der Einsturz des Daches im Jahr 1980 und sein Wiederaufbau im Jahr 1989 machten eine programmatische Neudefinition möglich, es konnte von der Symbolik des Kalten Krieges entlastet werden und eine umfassendere kulturelle

Dimension zuerkannt bekommen, indem die Verteidigung und Verbreitung der Kulturen der Welt zu seiner Botschaft wurde.

Der Plan für das Hansaviertel war eine leicht verspätete Reaktion darauf, was im Osten Berlins vor sich ging, wo die Deutsche Demokratische Republik (DDR) ein ehrgeiziges Bauprogramm initiiert hatte. Sonntägliche Pilgerzüge von Einwohnern West-Berlins, die neugierig und sogar regelrecht verblüfft waren aufgrund der imposanten ersten Wohnblöcke auf dem Boulevard der Stalinallee, ein Projekt von Hermann Henselmann, waren zum gewohnten Anblick geworden.

Anhand dieser Dichotomie und Gegenüberstellung werden zwei konträre Architekturkonzeptionen für Berlin deutlich. Eine davon ist dem sogenannten Internationalen Stil (West-Berlin) eng verbunden, die andere einer Art regionalem Historismus (Ost-Berlin). Es muss jedoch festgehalten werden, dass derartige Zuweisungen unzulässig vereinfachen und sich letztlich als unzureichend erweisen, um die Komplexität und Diversität der auf beiden Seiten entwickelten Stile in ihrer ganzen Dimension wiederzugeben.

Das betont auch Wilfried Wang, Professor für Architektur an der Universität von Texas, Austin, USA, und Partner des Büros Hoidn Wang aus Berlin, wenn er angibt, dass in der Stadt „zahlreiche Propagandaformen existiert haben. Interessant ist, dass beide Seiten moderne Prinzipien vertreten haben, indem sie großzügige öffentliche Räume geschaffen haben. Im Osten in einem neoklassizistischen und stalinistischen Stil. Im Westen im Stil der Moderne. Und all das in den 1950er Jahren, denn in den 60ern und 70ern gab es in der DDR einen Rückfall in eine Art Moderne“.

Der Franzose Jean-Louis Cohen, Architekt, Historiker, Professor an der New York University, geht soweit, die Verbindung von Interbau und Internationalem Stil zurückzuweisen und sieht in jenen Bauten eher etwas von der Bewegung der Moderne „in all ihren verschiedenen Komponenten“. Oscar Niemeyer und Walter Gropius, zwei der großen Architekten mit im Hansaviertel realisierten Projekten, „unterscheiden sich radikal voneinander und können nur oberflächlich miteinander verglichen werden. Das ist nicht der Internationale Stil. Das ist eine pluralistische Zusammenarbeit in viele Richtungen und innerhalb der Bewegung der Moderne“.

Da die Geschichte der Völker und Länder stets in Bewegung ist, geschieht in Berlin, was überall geschieht, wo verschiedene Interessen, Perspektiven oder menschliche Absichten aufeinandertreffen. Am Anfang steht eine Übereinkunft, dass Berlin als Ganzes geplant werden solle, auch wenn die Stadt eine Art Insel mitten in der DDR ist. Wie Vladimir Šlapeta, Architekturprofessor an den Technischen Universitäten

Prag und Brno in Tschechien, Fachexperte für die Architektur Osteuropas, erklärt, hatte der erste sowjetische Kommandant der Stadt, General Nikolai Bersarin, in Übereinkunft mit den westlichen Alliierten im Mai 1945 Hans Scharoun als ersten Stadtbaurat ernannt. Der stellte sofort eine Gruppe aus Architekten, Landschaftsarchitekten und Städteplanern zusammen, viele von ihnen dem Bauhaus eng verbunden, wie Selman Selmanagic, Wils Ebert, oder alte Verbündete des berühmten Architekten Bruno Taut. Zusammen erarbeiteten sie den ersten Plan für den Wiederaufbau Berlins.

Álvaro Siza, der im Jahr 1980 tief in die architektonische Wirklichkeit der Stadt eindringen sollte, um sein Projekt des sozialen Wohnungsbaus Wohnhaus Schlesisches Tor (Bonjour Tristesse) zu realisieren, erinnert sich an Scharouns Idee „das zu machen, was man Tabula Rasa nennt. Was noch nicht zerstört war, sollte zerstört und neu gemacht werden, auch weil man die Spuren des Krieges auslöschen wollte“.

Es handelte sich dabei um den Entwurf einer Art linearen Stadt mit einem Verkehrsnetz und Wohnvierteln verschiedener Typologien mit viel Grünflächen anstatt der traditionellen städtischen Wohnblocks. Laut Vladimir Šlapeta zielte man „auf eine Kombination aus den Erfahrungen mit den Wohnbauten der Weimarer Republik, einer Planungskonzeption im Sinne der Charta von Athen aus dem Jahr 1933 (ein am Ende des Internationalen Kongresses für Neues Bauen unterschriebenes Dokument des Kompromisses, aus dem städtebauliche Vorgaben hervorgehen, die neue Ansätze zeitgenössischer Architektur inspiriert haben), und einem Verkehrssystem nach amerikanischem Vorbild, das gute Verbindungen zwischen den Wohn- und Industrievierteln ermöglichen würde“.

Der Entwurf wird im August 1946 vorgestellt und die Ideen Scharouns werden durch seine Freunde Walter Gropius und Martin Wagner aus den USA mit Nachdruck unterstützt, von Gegnern vor Ort jedoch kritisiert. Nach den ersten Wahlen im Oktober 1946 wird Scharoun durch Karl Bonatz ersetzt, der aus dem türkischen Exil zurückgekehrt war und traditionelleren städtebaulichen Konzepten anhing.

Allmählich lässt die Kooperation zwischen den beiden Teilen Berlins nach und Ende 1948 ist jeder sich selbst der Nabel der Welt. In diesem Zusammenhang ruft sich Álvaro Siza eine erst viel später erlebte und doch erhellende Episode ins Gedächtnis. Es wird ein Wettbewerb für den Bau eines Denkmals für die deutschen Opfer des Nationalsozialismus lanciert, an dem er teilnimmt. Stehen sollte es, so sagt er, „ungefähr dort, wo auch die großen Gebäude der Nazis standen. Es gab eine Jury aus Architekten beider Seiten. Schon in der ersten Versammlung, an der ich mit anderen Konkurrenten zwecks Klärung von Fragen zur Ausschreibung teilgenommen habe,

lief es schlecht. Alle gerieten in Streit und weitere Versammlungen fanden dann nicht mehr statt“. Es war, so seine abschließenden Worte, „ein sehr schwieriges Verhältnis“.

Jean-Louis Cohen erinnert an die Zeit heftiger Auseinandersetzungen in den späten 1940er Jahren, da „die ersten Wiederaufbaupläne sich an ein wiedervereinigtes Berlin richteten. Nach der Blockade 1948, aus der dann zwei deutsche Staaten hervorgehen, ändert sich alles“. In Ost-Berlin macht sich auf Druck der UdSSR oder weil die Deutschen selbst Druck auf die Sowjets ausüben – die Theorien gehen hier auseinander – „die Idee des sozialistischen Realismus breit, einschließlich einer Ablehnung der Moderne. Vor allem das Jahr 1951 ist hier entscheidend“.

Ab dem Jahr 1953 werden die alte Große Frankfurter Straße und die Frankfurter Allee zur monumentalen Achse verwandelt, die von großer struktureller Einheit ist und deren Lösungen sich tendenziell an einem Kollektiv orientieren. In kurzer Zeit – in beeindruckend kurzer Zeit – bauen die DDR-Autoritäten zu Ehren von Josef Stalin (1878-1953), dem starken Mann der Sowjetunion, die Stalinallee.

Es sind Gebäude monumentalen Charakters: Wohnpaläste, Läden und kulturelle Einrichtungen mit angrenzenden Plätzen. Schon bald ikonisch zu nennende Gebäude sind vorherrschend, wie das Café Moskau, das Kino International, eines der wichtigsten Premierenkinos in Berlin und seit dem Jahr 1990 Bühne für die Berlinale, das heute nicht mehr existente Hotel Berolina oder das nahe dem Alexanderplatz befindliche Haus des Lehrers.

Die seit dem Jahr 1961 in Karl-Marx-Allee umbenannte Stalinallee wird im für diesen Artikel konsultierten Katalog „Karl-Marx-Allee und Interbau 1957 – Konfrontation, Konkurrenz und Koevolution der Moderne in Berlin“ gar „erste sozialistische Straße Deutschlands“ genannt. Der einflussreiche italienische Architekt Aldo Rossi (1931-1997) hält sie für „den letzten großen Boulevard, der in Europa gebaut wurde“. Eine Behauptung, die der französische Architekt Jean-Louis Cohen damit zu erklären weiß, dass Rossi „mit der auf der Interbau entwickelten Stadtplanung überhaupt nicht einverstanden war“.

Laut Auffassung des französischen Architekten „lag der Stalinallee eine bewusst nationalistische Agenda zugrunde, mit einer dem stalinistischen Diskurs verwandten Architektur, die in dem Motto ‚sozialistisch im Inhalt, national in der Form‘ zum Ausdruck kam“. Auf der anderen Seite dagegen „handelte es sich um einen offen internationalistischen Entwurf. Auch um die Vielfalt der Moderne auszudrücken und sich

von all diesen nationalistischen Überbleibseln zu befreien. Darum wurden Architekten aus Brasilien und den USA, Frankreich, den Niederlanden, Italien oder Deutschland eingeladen“, immer vom westlichen Teil Deutschlands aus, denn aus der DDR erreichte die Architekten keine Einladung.

Um die Behauptung Rossis, so erinnert sich Siza, „wurde viel Aufhebens gemacht. Sie war Teil einer polemischen Auseinandersetzung zwischen einer modernen Architektur, dem internationalen Stil, mit neuen Konzepten, und dem Widerstand gegen diese Bewegung“. Die innere Verwandtschaft der beiden Architekten wurde in einer für die Architekturbiennale in Venedig im Jahr 2016 organisierten Ausstellung mit dem Titel „Neighbourhood: Where Álvaro meets Aldo“ thematisiert, die später auch in Porto und Lissabon gezeigt werden sollte.

Vladimir Šlapeta kommentiert Rossis Aussage mittels einer provokanten historischen Einordnung, wenn er betont, dass der italienische Architekt unter der Regierung Mussolinis aufgewachsen sei, Deutsch gelernt und sich für die germanische Architektur und deren Stadtentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg interessiert habe. Wie auch anderen italienischen Architekten seien ihm „die städtischen Qualitäten in der späten Phase des Funktionalismus in den 50er und 60er Jahren im westlichen Teil Deutschlands, im Gegensatz zur italienischen Tradition des Rationalismus, wie von Terragni und anderen entwickelt, nicht bewusst gewesen. Deswegen findet Aldo Rossi Henselmann so interessant“.

Hermann Henselmann (1905-1995) entwirft die beiden Türme, welche die Stalinallee am Frankfurter Tor und am Strausberger Platz einfassen. Laut einiger Experten sind diese von den im stalinistischen Moskau erbauten Hochhäusern „Sieben Schwestern“ beeinflusst. Überhaupt wird die Stalinallee selbst häufig mit der Avenida Leninsky in der russischen Hauptstadt verglichen. In Europa gibt es verschiedenste Modelle des Stadtentwurfs, die der Stalinallee gleichen. Auch wenn gelegentlich die Avenue Foch in Paris als größtmögliche Annäherung aufgerufen wird, so gibt es doch keine andere Prachtstraße, die ausschließlich von für Arbeiter gedachten Gebäuden ausgemacht wird. Allerdings muss dies kritisch hinterfragt werden, wie Wilfried Wang nahelegt, wenn er sagt, dass die Gebäude zwar für die Arbeiterklasse waren, gute Verbindungen in die Partei aber hilfreich waren.

Vladimir Šlapeta geht noch weiter. Auch wenn er die Belegung der großen Wohnungen durch Arbeiter nicht von der Hand weist, so betont er doch, dass „viele von der DDR-Elite bewohnt wurden“. Hermann Henselmann oder Richard Paulick, ein Bauhaus-Schüler, der im Jahr 1949 aus Shanghai zurückgekehrt war und das Opernhaus wiederaufgebaut hatte, „entwarfen für sich selbst luxuriöse Wohnetagen ganz oben

in den Gebäuden der Stalinallee“.

Ausgehend von einer äußerst kritischen Sicht auf die Karriere von Henselmann erinnert Šlapeta daran, dass der Architekt in den 30er Jahren verantwortlich war für den Bau der „Villa Ken-Win am Genfer See in der Schweiz. Während des Zweiten Weltkrieges baute er zwei Flugzeugfabriken in Prag, die es immer noch gibt, und im polnischen Stettin. In den 40er Jahren entwarf er als neu ernannter Direktor der Weimarer Hochschule für Baukunst Kultureinrichtungen im Bauhaus-Stil für Fabriken in Thüringen“.

Dann geschieht etwas Entscheidendes. Im Jahr 1950 nimmt Henselmann an einer Delegationsreise der wichtigsten Architekten aus der erst vor einem Jahr gegründeten Deutschen Demokratischen Republik nach Moskau teil. Unter anderem Karl Liebknecht (1905-1994), Edmund Colleijn (1906-1992) oder Kurt Walter Leucht (1913-1998), der vor allem für die Planung von Eisenhüttenstadt, in der Nähe der polnischen Grenze gelegen und zunächst StalinStadt genannt, bekannt ist, sind Teil der Delegation. Im darauffolgenden Jahr stellt der Bauminister der DDR, Lothar Belz, die „16 Grundsätze des Städtebaus“ vor, die als Ergebnis jener Reise verstanden werden können und laut Vladimir Šlapeta unmittelbar „in eine Doktrin zur strategischen Stadtplanung in der DDR“ umgemünzt werden. Insbesondere der 14. Grundsatz habe festgehalten, dass „die Architektur in ihrem Inhalt demokratisch und in ihrer Form national sein müsse, die in den fortschrittlichen Traditionen der Vergangenheit verkörperte Erfahrung des Volkes in Praxis zu überführen sei“.

Trotz all dieser architektonisch-ideologischen Grenzziehungen ist das Bauvorhaben in der Stalinallee nicht monolithisch. Es bricht mit modernistischen Zügen, nimmt sich stärker dem Traditionalismus verwandten Optionen an und kehrt schließlich zur Moderne zurück. Jörg Haspel und Thomas Flierl schreiben: „Während sich die DDR nach sowjetischem Vorbild Anfang der 1950er Jahre von der architektonischen und städtebaulichen Moderne abwandte, um keine zehn Jahre später, wiederum nach sowjetischem Vorbild, mit der Industrialisierung des Bauwesens nach und nach zu ihr zurückzukehren, vertrat der Westen lange Jahre uneingeschränkt das Konzept der ‚aufgelockerten und gegliederten Stadt‘.“

Als der UNESCO im Jahr 2013 der Antrag auf Anerkennung als Weltkulturerbe für das Ensemble der Karl-Marx-Allee und Interbau 1957 vorgelegt wurde, wurde in den offiziellen Dokumenten erklärt, die politische Konfrontation von Ost und West und die „ästhetische Konfrontation von regionalem Historismus bzw. internationaler Moderne“ könne verstanden werden als „gemeinsames Erbe von Ost- und Westeuropa und als Teil eines universellen Kulturerbes“.

Wenn man jeden einzelnen dieser Architekten und Professoren darum bittet, das jeweils Beste und Schlechteste beider Ensembles zu benennen, dann meint Wilfried Wang, dass in der Karl-Marx-Allee „die Dimensionen so groß sind, die Wohnungen so groß sind, dass das Vorhaben in Wirklichkeit gescheitert ist. Dagegen bringt die Interbau die Stadt wieder auf ein Niveau und verbindet sie mit einer Philosophie, die sie über die Jahre immer ausgemacht haben“.

Jean-Louis Cohen sieht die Karl-Marx-Allee als einen „Schaukasten für die ganze Stadt, auch weil die DDR nicht viel Geld hatte, und daher über Jahre wenig gebaut hat. Erst in den 1970er Jahren, als das Bauen mit vorgefertigten Teilen entwickelt worden war, bauten sie wieder eine signifikante Anzahl an Häusern“.

Der französische Architekt akzeptiert nicht, dass dieser Komplex als „komplett sowjetisch“ bezeichnet wird. „Sein Geist wird auch von einigen Verweisen auf den Art déco ausgemacht. Später wurden durch das Kinogebäude und die Mokka-Milch-Eisbar wichtige Orte für ein entspannteres Stadtleben geschaffen“.

Außerdem, wie Jörg Haspel und Thomas Flierl betonen, „gehörten die Architekten der drei wichtigsten Abschnitte der Karl-Marx-Allee zu den bedeutendsten der DDR. Einige von ihnen, wie Hermann Henselmann, Richard Paulick oder Josef Kaiser, waren durch die betreffenden Bauwerke schon weithin anerkannt. Die ihnen entgegengebrachte Wertschätzung und ihr Renommee hat in Kreisen von Fachexperten der Kunstgeschichte und Architektur der deutschen Nachkriegszeit in den letzten drei Jahrzehnten stark zugenommen“. Darüber hinaus „hat die Debatte um die Anerkennung als Weltkulturerbe bedeutend zu ihrer Aufwertung und ihrer allgemeinen sozialen Anerkennung beigetragen“. Das war von großer Bedeutung, vor allem da die Städteplaner und Architekten der Interbau, unter denen international anerkannte Namen sind, schon seit langem einen hohen Bekanntheitsgrad genießen.

Die Meinung zweier Verantwortlicher für die Kandidatur der beiden städtischen Ensembles als Weltkulturerbe wird zunehmend wichtiger. Wenn Berlin während des Kalten Krieges ein neuralgischer Punkt der politischen und ideologischen Propaganda war, dann ist es das heute, so merkwürdig das erscheinen mag, um nichts weniger. Bis zum Fall der Mauer war das Ziel klar, gab es eine Logik, und die zeigte sich im Wettstreit beider Seiten darum, ihr jeweiliges Gesellschaftskonzept durchzusetzen. Heute gibt es zwar nicht mehr die Dringlichkeit, einen nur wenige Meter entfernten politischen Gegner zu bezwingen, aber die politisch-ideologische Propaganda geht unvermindert weiter, indem ein kapitalistisches System glorifiziert wird, das sich je-

dem frommen Wunsch entgegenstellt, die Sozialisierung wichtiger Aspekte gesellschaftlichen Lebens auszuprobieren.

Es reicht an einer Stadtführung teilzunehmen, wie wir es gemacht haben. Die Stadtführer haben eine entscheidende Rolle inne in der Erkundung des Absurden. Sich an eine von propagandistischen Übeln verzerrte historische Erzählung klammernd zeichnen sie, jedenfalls in der von uns erlebten Situation, ein grotesk zu nennendes Bild von dem ganzen Bauvorhaben und den getroffenen Entscheidungen rund um die Gebäude der Karl-Marx-Allee, als ob das Vorhaben nicht von großen Namen der Architektur, sondern von einer Gruppe Geisteskranker in kreativem Ausnahmezustand verantwortet worden wäre. Im Ergebnis zeigt sich eine übertriebene Polarisierung, die spöttisches Lächeln hervorzubringen vermag, aber einen umfassenden und sehr bedeutenden Komplex wesentlicher Aspekte übergeht, die für das Verständnis dessen, was sich architektonisch in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland vollzogen hat, entscheidend sind.

Die Neigung zu Schwarz-Weiß-Kategorien lässt einen verkennen, dass der Traditionalismus im Westen Deutschlands nie aufgehört hat zu existieren und der Modernismus eine klare Option im Osten darstellte. Auch wenn das für manichäische Erklärungsansätze einigermaßen verwirrend sein mag, so lautet die Wahrheit doch, dass das nicht einmal außergewöhnlich ist. Man denke nur mit Thomas Flierl und Jörg Haspel an die rationalistische Bewegung im italienischen Faschismus bis 1935 und an „technisch fortschrittliche Beiträge im deutschen Nationalsozialismus“. Wenn wir darüber hinaus noch an die sowjetische Avantgarde der 1920er und 1930er Jahren denken, dann begreifen wir, dass unabhängig von der Art des Regimes teilweise sehr fortschrittliche architektonische und stadtplanerische Lösungen gefunden wurden.

Die beiden Fachexperten rufen hierbei die „architektonisch und städtebaulich moderne Ausprägung westeuropäischer Diktaturen nach dem Zweiten Weltkrieg (Spanien, Portugal)“ in Erinnerung.

Dies ist eine für Álvaro Siza heikle Frage. In seiner Auffassung „ist die Architektur selbst weder faschistisch noch progressiv. Es gibt nur die von faschistischen Machthabern oder Nazis gemachte Architektur und eine andere, die aufgrund anderer, vielleicht gar auf sozialer Gerechtigkeit beruhender Erwägungen gemacht wurde. Darin liegt der wesentliche Unterschied“.

Manchmal, fährt er fort, „kritisiert man in Portugal ein Gebäude, weil es während des Faschismus gebaut wurde. Und in Lissabon gibt es vieler solcher Bauten. Dann sage ich normalerweise, dass die Architektur nicht faschistisch oder progressiv ist oder

was auch immer. Wenn es anders wäre, wäre es keine Architektur. Dann wären es Leute“. Daher, so hält er fest, „gibt es gute Architektur, die aus dem Inneren eines faschistischen Regimes heraus entworfen wurde. In Portugal gibt es viele Beispiele dafür“.

Zu Beginn des Estado Novo in Portugal, wie auch in Italien und „in gewisser Weise in Deutschland tauchen die besten Architekten auf. Zu Beginn des Faschismus in Portugal wurden Arbeiterwohnungen gebaut, es gibt das Schulprogramm. Natürlich sind das vielmehr Vorzeigeprojekte als unterschwellige soziale Absichten. Auch weil das schnell vorbeigeht. Es war eine Art anfänglicher Köder“.

Anders ausgedrückt und in den Worten von Thomas Flierl und Jörg Haspel „gibt es keine faschistischen oder stalinistischen Steine oder Fenster. Der Wert als Baudenkmal bzw. die kulturelle Bedeutung des von den alten antidemokratischen Staaten Europas gebauten Vermächtnisses kann nicht anhand der repressiven Absichten der politischen Klientel oder anhand der Vergehen eines Gewaltregimes ermessen werden. Das Auslöschen eines antidemokratischen Erbes trägt nicht zur Aufklärung des Publikums bei und verhindert auch nicht das Wiederholen historischer Fehler“.

Was jetzt mit zeitlichem Abstand analysiert wird, ist, dass die Epoche mehr als alles andere durch einen ununterbrochenen Wettstreit in Bezug auf alle Aspekte des sozialen, politischen und kulturellen Lebens geprägt war. Die Architektur war durch ihre Sichtbarkeit und ihren Einfluss auf das Leben der Bürger ein herausragendes Element dieser Schlacht. Niemand konnte gleichgültig bleiben angesichts der großartigen und weithin sichtbaren von Henselmann entworfenen Türme zur Einfahrt in die Stalinallee am Strausberger Platz.

Der westliche Teil dieses so deutlich geteilten Berlins musste eine Antwort finden, die etwas Neues auslösen und Geschichte machen würde. Im Grunde, so erklären Jörg Haspel und Thomas Flierl, gab man auf beiden Seiten Berlins vor, von Konzepten auszugehen, die einen radikalen Bruch mit der faschistischen Kriegsvergangenheit bedeuteten, „als Beitrag zum Aufbau einer neuen Stadt, einer neuen Gesellschaft und eines neuen Staates und als Startschuss für die Erziehung eines neuen Menschen“.

So wird also die Interbau 1957 – die Internationale Bauausstellung – ins Leben gerufen. Unter den 53 eingeladenen Architekten aus 13 Ländern finden sich einige der berühmtesten Namen der internationalen Architektur. Die Leitung hat Otto Bartning inne. Den Wettbewerb zur Stadtplanung gewinnen Gerhard Jobst und Willy Kreuer,

deren Pläne in der Ausführung angepasst werden. Die zerstörte Gegend des Hansaviertels wird zu einer urbanen Fläche umgestaltet, ganz anders als sie früher beschaffen war. Die besten Architekten der Welt sind aufgerufen ihre Auffassungen zeitgenössischen Wohnens umzusetzen und in der Ausstellung „Die Stadt von Morgen“ darzulegen.

Es entsteht eine Mischung aus ganz verschiedenen Arten von Gebäuden, von städtebaulicher Anordnung, von Wohnkonzepten, die sich stark an US-amerikanischen Modellen mit einem Fokus auf individueller Mobilität und den Autoverkehr orientieren. Die Baudichte ist gering und wird von weitläufigen Grünflächen unterbrochen. Aus städtebaulicher Sicht gibt es keine hierarchische Ordnung und die Auswahl der Architekten erfolgt nach klaren politischen Kriterien. Ein Drittel der Ausgewählten wohnt in West-Berlin, ein weiteres Drittel kommt aus der restlichen Bundesrepublik Deutschland und das letzte Drittel stammt schließlich aus Ländern des sogenannten westlichen Blocks, so dass klar wird, dass jener Teil Berlins klar dem Westen zuzuordnen ist.

Im Gegensatz zu der von vielen wahrgenommenen programmatischen Strenge und dem „falschen Pomp“ der Stalinallee verstand sich die Interbau 1957 als eine Art architektonisches Manifest für eine pluralistische und demokratische Gesellschaft. Das zeigte sich an einer vollkommenen Diversität an Gebäuden unterschiedlichen Ausdrucks. Schon bald wurden Exzesse bzw. maßlose kreative Freiheiten einiger Architekten bekannt, so dass sich Hans Stephan, verantwortlich für Bau- und Stadtplanung, in einer Diskussion mit Otto Bartning genötigt sah, darauf hinzuweisen, dass „sogar in der westlichen Welt nicht alles dem Zufall überlassen werden kann und es Ordnung geben muss“.

Wenn man heute auf das blickt, was das Vermächtnis jener „Stadt von Morgen“ sein könnte, dann ruft Wilfried Wang die Idee der Gartenstadt auf, in England, oder was Le Corbusier gebaut hat. „Die Menschen sollen in der Nähe der Natur leben, in einer idyllischen Beziehung moderner Strukturen und einer Gartenstadt. Im Osten war die Idee von der Machtrepräsentation stärker ausgeprägt. Bewegungen zwischen den Gebäudekomplexen wurden nicht als eine normale Komponente des auch in einer traditionellen Stadt existierenden Systems der Zirkulation gefördert.“

Jean-Louis Cohen glaubt nicht, dass das für das Hansaviertel vorgesehene Stadtkonzept veraltet ist, auch wenn die dort gefundenen Lösungen heute kaum noch von Interesse seien. So wie niemand mehr Straßen wie die Stalinallee bauen wolle.

„Berlin, das sind viele Städte.“ So hat im Jahr 1984 Werner Düttmann, ehemaliger Senatsbaudirektor der Stadt, die kulturelle Diversität der Stadt auf den Punkt gebracht. Jörg Haspel und Thomas Flierl beschreiben die Stadt „als Hauptbühne des Modernismus, als verunstalteten urbanen Raum, als Experimentierfeld für neue architektonische Konzepte, als eine historische Stadtlandschaft. Kurz zusammengefasst als ‚Collage City‘“. In diesem Sinne werde die „Stadt von Morgen“, der Ausstellungsort und seine Satelliten, heute als unbestrittener Teil Berlins im Sinne der ‚Collage City‘ wertgeschätzt und als städtisches Denkmal geschützt. Dasselbe gelte für die meisterhafte Karl-Marx-Allee mit ihren angrenzenden Häuserblöcken im Osten.

Der einzige zur Interbau eingeladenen portugiesischsprachigen Architekt ist der Brasilianer Oscar Niemeyer (1907-2012). Im Februar 1955 für eine Konferenz an der Technischen Hochschule TH Charlottenburg nach West-Berlin gekommen, konnte er sein Projekt für ein Wohngebäude im Hansaviertel vorstellen.

Als Mitglied der kommunistischen Partei Brasiliens wird Niemeyer selbstverständlich zu einem Besuch der Stalinallee eingeladen. Laut Vladimir Šlapeta hat er sich auf Nachfrage nicht besonders ausführlich zu diesem Projekt geäußert, nur soviel „es handele sich zweifellos um einen großen europäischen Boulevard“.

Auf die Bitte sich zu den beiden städtischen Ensembles zu äußern, gibt Jean-Louis Cohen an, im Jahr 1961 in Berlin gewesen zu sein. Er sah sich die Karl-Marx-Allee an. „Sie hat mich sehr beeindruckt. Ich verbrachte dann noch einige Zeit in Ost-Berlin und lernte Hermann Henselmann kennen. Mir gefallen die Details sehr. Im Hansaviertel gibt es Gebäude, die ich mag, und andere eher nicht. Das von Gropius ist interessant, aber ein bisschen streng. Die von Raymond Lopez und Eugène Beaudouin geplanten Türme sind sogar schlecht. Niemeyer ist interessant, aber er wollte nicht damit assoziiert werden und hat das Gebäude in Berlin nie wieder erwähnt. Er mochte nicht, wie es gebaut worden war, aber er hat sich geirrt, es ist ein gutes Gebäude.“

Auf gewisse Weise drücken beide Ensembles überholte Ideen aus. Es sind vielmehr historische Dokumente und programmatisch werden sie wohl nicht mehr wirken. Einige Ideen, führt Cohen weiter aus, „wie die von der städtischen Kontinuität bei der Stalinallee oder von der intimen Beziehung zu Stadtparks bei der Interbau, sind gute Ideen, aber die jeweilige Formgebung ist Produkt ihrer Zeit“.

Und die Zeit war vor allem eine des ideologischen Wettstreits. Die auf beiden Seiten Berlins entwickelte Architektur funktioniert über die Provokation des jeweils Ande-

ren. Der französische Architekt sagt, dass „das Problem die Nutzbarmachung der Architektur für politische Botschaften ist. Es sind die sogenannten proletarischen Werte und die Vorstellung einer angeblich freien Gesellschaft im Westen. Alles dreht sich mehr oder weniger um diese Vorstellung von strengen Vorgaben im Osten einerseits und freien Vorgaben im Westen andererseits, aber das ist alles sehr vereinfacht“.

In jedem Fall fand Provokation statt und sie hat auch funktioniert, so Wilfried Wang. „Die Rivalitäten haben letztlich Erfolg, denn die Sachen werden schließlich gebaut. Der Krieg wurde von den Deutschen provoziert, aber nach der Katastrophe gab es eine Überzeugung, dass Zukunft möglich sei und jedes System glaubte an die Realisierbarkeit seiner Zukunft“.

Vladimir Šlapeta aus Tschechien zögert nicht mit seiner Einschätzung, dass die Architektur in Berlin als Propagandainstrument eingesetzt wurde. Als Erstes, sagt er, „hat die DDR alle Kräfte vereint für den Bau der Stalinallee als Symbol der neuen sozialistischen Hauptstadt“. Wenig später erfolgte die Antwort „durch den durch die finanziellen Mittel des Marshall-Plans möglich gewordenen Bau des Hansaviertels, genauso wie durch die Thyssen-Hochhäuser in Düsseldorf oder den Deutschen Pavillon bei der Expo in Brüssel im Jahr 1958 oder auch durch die Philharmonie in Berlin-Tiergarten von Scharoun als Symbol von Kultur und individueller Freiheit“.

In einem architektonischen Wettstreit, in dem Gewinner und Verlierer nicht unbedingt auszumachen sind, wird die ideologische Auseinandersetzung besonders deutlich bei den Gebäuden, die als Schaufenster für das jeweilige politische System gebaut wurden, nämlich in der Grenzzone zur Berliner Mauer.

Dort wirkt die Provokation effektiver und aggressiver. Von verschiedenen Punkten aus konnten die Stadtbewohner die jeweils andere Seite sehen. Durch die sich am Horizont abzeichnenden Gebäude materialisierte sich für das Auge des Betrachters die einzigartige und intensiv geführte Schlacht um die geteilte Stadt. Wie an keinem anderen Ort wurde dort die politische und ideologische Konfrontation in einem Krieg real, der nicht immer in Stille geführt wurde und fast nie kalt war.

Kennedy und der Berliner

Hat der US-Präsident während seiner Rede am 26. Juni 1963 einen grammatikalischen Fehler begangen und sich selbst als ein Gebäck namens Berliner („ich bin ein Berliner“) bezeichnet? Die Frage ist nicht nur rhetorischer Art und hat über die Jahre Anlass zu einiger Polemik gegeben. Tatsächlich hat Kennedy gemäß einigen Interpretationen den unbestimmten Artikel „ein“ in dem berühmt gewordenen Satz falsch

verwendet. Dieses Detail sei ausreichend, um den Sinn dessen zu verändern, was Kennedy eigentlich sagen wollte.

Anders als viele gemeinhin gedacht haben ist der Satz sehr bewusst eingesetzt, ohne das geringste Bisschen dem euphorischen Moment geschuldeter Improvisation, und wird an zwei Stellen, nämlich zu Beginn und zum Schluss der Rede, ausgesprochen. Kennedy hatte intensiv geübt an jenem Tag, bis er zum Rednerpult schritt, und zielte auf einen Effekt, indem er sich als US-Präsident im übertragenen Sinne zum Einwohner Berlins erklärte. Kennedy trug sogar einen Zettel bei sich, auf dem er den Satz in englischer Lautschrift notiert hatte: „ish bin ein Berleener“. Trotz seiner allseits bekannten Schwierigkeiten mit Fremdsprachen und seinem starken Bostoner Akzent sollte ihm das helfen, sich an die Aussprache des Satzes im Deutschen anzunähern.

Nun sollte der Satz im Ergebnis fast schon anekdotisch werden: „Ich bin ein Berliner“. In einem Artikel mit dem Titel „Ich bin ein mit Marmelade gefüllter Doughnut“ („I am a Jelly-Filled Doughnut“) aus der Ausgabe der „New York Times“ vom 30. April 1988 widmet sich der ehemalige Chefredakteur der „New York Herald Tribune“, William J. Miller, dem, was er für einen Fehler des Präsidenten hält. Dem Verfasser nach nennen die Berliner sich selbst nie „Berliner“. Der Begriff sei, so versichert er, für ein beliebtes Gebäck reserviert, das häufig zum Frühstück gegessen werde. Daher „lachten die Einwohner, als er im wörtlichen Sinne zum Besten gab, ein mit Marmelade gefüllter Doughnut zu sein“.

Tatsächlich ist diese Art Gebäck in einigen Teilen Deutschlands als „ein Berliner“ bekannt und seine Ursprünge reichen bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurück. Mit steigender Beliebtheit wurde das Gebäck immer häufiger „Berliner Pfannkuchen“ genannt.

Die entscheidende Frage ist hier weniger das Vokabular als die Grammatik. Wenn sich in Deutschland jemand als Bewohner einer bestimmten Region bezeichnen will, wird der unbestimmte Artikel „ein“ weggelassen. Eine ähnliche Logik liegt in Portugal vor, denn niemand sagt „ich bin EIN Lissabonner“, auch wenn das nicht inkorrekt wäre.

Indem Kennedy also den Artikel „ein“ verwendet, verändert er den eigentlich beabsichtigten Sinn und nennt sich selbst ein Gebäckteilchen.

Ob ein Teil der Menschenmenge tatsächlich gelacht hat, wie manche Stimmen behaupten, ist unklar. Fest steht, dass die Rede John F. Kennedys mit Hilfe von Robert

Lochner geschrieben wurde, einem Berliner und Chef der Dolmetscher aus dem Deutschen für die USA während des Zweiten Weltkriegs. Es ist bekannt, dass Lochner die Rede mehrmals gelesen hat, und dass Kennedy sie sogar vor anderen Deutschen geübt hat, wie vor Willy Brandt. Wenn es ein Fehler war, hat niemand ihn bemerkt. Oder es hat ihn niemand korrigiert. Oder es wollte niemand dem Präsidenten der USA einen effektvollen Satz wegnehmen. Oder aber, wie eine nicht von der Hand zu weisende Hypothese mit vielen Anhängern lautet, der Satz ist trotz seines zweifelhaften Inhaltes nicht gänzlich falsch und durchaus akzeptabel für einen fremden Präsidenten, für den es vor allem um die Macht der Symbolik geht.